ablief, war praxisnaher Schulunterricht, wie er selbst durch die weitgehenden hessischen Rahmenrichtlinien nicht gedeckt ist.

Das Spektakel hatte eine 27jährige Referendarin der Gießener Ricarda-Huch-Schule inszeniert, die Kunstunterricht „lebendiger gestalten" wollte.

In einem Kurs der Jahrgangsstufe 11 unter dem Arbeitstitel „Kunst/Visuelle Kommunikation" begeisterte die angehende Lehrerin die 16- und 17jährigen durch moderne Stilmittel: Collagen, Photographie und – fast wie im Kino – ein Drehbuch für ein Action-Stück.

Das Thema hatte einen sozialkritischen Hintergrund: Es sollten, so lautete die Aufgabenstellung der Referendarin, „Vorurteile gegen Randgruppen" dargestellt und damit auch abgebaut werden. Nach Außenseitern wie Motorradfahrern und Fußballfans war zum Schluß ein Punker die Hauptfigur, der fälschlicherweise verdächtigt wird, eine Rentnerin beraubt zu haben.

Die „christlichen Motive", um die es der Referendarin angeblich ging, fanden Ausdruck in einem handfesten Krimi. Szene eins: In einer Bank hebt eine Rentnerin Geld ab, dabei wird sie von einem Mann beobachtet.

Als in der Filiale der Dresdner Bank, gegenüber vom Juweliergeschäft, eine Schülerin sich das Kopftuch umbindet, ein Schüler sie auffällig unauffällig beobachtet und ein Dritter auch noch auf den Auslöser seiner Kamera drückt, schaltet ein Angestellter erschrocken die Videokamera ein. Filialleiter Manfred Kratz, der auch nicht wußte, was da ablief: „Manchmal kommen Jugendliche rein und pöbeln, aber das war keine banale Sache mehr."

Szene zwei der Photoserie: Der Täter folgt der Rentnerin bis zum dunklen Hauseingang, zieht seine Pistole und nimmt ihr unerkannt das Geld ab. Punker, die sich in der Nähe wild gebärden, werden verdächtigt. Juwelier Eckardt, neben dessen Laden der zweite Akt dann abläuft, fühlt sich bedroht und alarmiert die Polizei.

Gegen die Referendarin („Ich war wohl etwas blauäugig") hat die Schulbehörde ein Ermittlungsverfahren eingeleitet. Der Pädagogin wird vorgeworfen, sie habe die Außenaufnahmen bei der Schulleitung nicht angemeldet, die Bankfiliale und den Juwelier nicht eingeweiht und, statt vor Ort Regie zu führen, mit einigen Schülern in einer Kneipe gesessen. Direktor Klaus-Jürgen Bernard: „Geradezu dilettantisch und geradezu gefährlich."

Gegen Exkursionen etwa „in den Botanischen Garten, wo einer mal in einen Kaktus fallen kann", hat der Schulleiter nichts einzuwenden. Aber eine Kunststunde mit simulierten Raubüberfällen geht ihm zu weit. „Was", fragt Direktor Bernard, „hätte nicht alles passieren können, wenn der Juwelier eine Pistole in der Schublade gehabt hätte?"

WANDERBURSCHEN

Auf die Glocke

Die Handwerker-Zünfte haben wieder Konjunktur, auch Frauen tippeln mit.

Sie tragen Schlapphut und Ohrringe, schwarze Trichterhosen und eine perlmuttgeknöpfte Weste über dem weißen Hemd. In ihrer Kluft fallen sie auf wie Pinguine in einer Spatzenschar.

Sie ziehen spätabends durch Lokale, bitten „mit Gunst und Verlaub" um „einen Nachtgroschen", und kaum einer der Gäste kann dem Charme der selbstbewußten Burschen widerstehen.

Es sind Handwerker, wie sie in der Bundesrepublik zuletzt nur noch auf Operettenbühnen vorkamen, die aber neuerdings wieder Zulauf haben: die sprichwörtlich armen Wandergesellen.

Sie tippeln wieder. Rund 350 westdeutsche Bauhandwerker sind derzeit weltweit auf der Walz, vor zehn Jahren war es nur ein Dutzend. Die fünf „Schächte", in denen sich die Gesellen zusammengeschlossen haben, sind auf 2000 Mitglieder angewachsen.

Den Boom mitbewirkt haben alternative Handwerker, die sich vor drei Jahren in der Vereinigung „Axt und Kelle" zusammenfanden und alte Zöpfe wie das Prinzip des reinen Männerbundes kappten. Seither ziehen auch Frauen von Baustelle zu Baustelle.

Schon wittern Politiker eine Chance, die Arbeitslosenzahlen zu retuschieren. Da Wandergesellen nicht in den Arbeitsmarkt-Statistiken auftauchen, könnte man, so das Kalkül, einen Teil der rund 170 000 Bauhandwerker ohne Job einfach zu Reisenden erklären. Im Straßburger Europaparlament wurde dafür schon die Berufsbezeichnung „Europageselle" erfunden.

Gegen solche Vereinnahmung wehren sich die Zunftgesellen. „Tippeln aus Not", versichert Hans Lau, 50, Altgeselle des Schachtes „Rechtschaffene Fremde", komme „von jeher nicht in Frage". Schon aus „Traditionsstolz", so auch Jürgen Rehren, 25, von den „Freien Vogtländern Deutschlands", greife er „auf das Vorsprechen in Lokalen" erst dann zurück, wenn „der letzte Groschen verbraten" und „echt keine Arbeit in Sicht" sei.

Tradition wird bei den Wandergesellen großgeschrieben. Denn der Brauch ist 700 Jahre alt, bis zum 19. Jahrhundert war das Wandern sogar Gesellen-Pflicht.



„Freie Vogtländer"-Gesellen auf der Walz: „Schicksen müssen draußen bleiben"

Zusammengeschlossen hatten sich die Jung-Handwerker einst, um Forderungen nach mehr Lohn, besserer Kost und erträglichen Arbeitsbedingungen gegen die patriarchalisch strukturierten Meisterzünfte durchzusetzen. Sie gründeten eigene Sozialeinrichtungen, beispielsweise Krankenkassen, und waren Vorläufer der Gewerkschaften. Wegen ihrer Nähe zur SPD und Arbeiterbewegung – auch August Bebel ging auf die Walz – wurden sie von den Nazis verfolgt.

Die Wanderschaft dauert, je nach Schachtzugehörigkeit, zwei oder drei Jahre. In dieser Zeit arbeiten die Gesellen jeweils sechs bis acht Wochen auf einer Baustelle. Dann ziehen sie weiter, zu Fuß, per Anhalter und bei Fernreisen mit Zug oder sogar Flugzeug, wenn der Lohn es erlaubt.

Unterwegs schlafen die mobilen Handwerker, je nach Wetterlage, mal im



»Ob ich guten Tee kenne?«

Susanne B., 20 Jahre, Sekretärin. Hobbys: Bodybuilding, Musik und Stricken.
»Oh, ja. Ich kenn' mich da ziemlich gut aus. Ich denke nur an den edlen ›Darjeeling‹, an kräftigen ›Assam‹ oder an rassigen ›Ceylon‹. Oder auch an Kenia-Tee, der richtig frisch schmeckt. Ich bleib' immer bei der gleichen Teemarke. Da finde ich alles; ebenso gute Mischungen, in denen meine Favoriten drin sind. Tee ist eben nicht gleich Tee; stimmt.«

Make friends with Tea

Ich möchte ein Igel-Pärchen als Aufkleber und Informationen über echten Tee. Ich habe eine Mark Rückporto in Briefmarken beigefügt.

939 S

DAS DEUTSCHE TEEBÜRO
Steindamm 9, 2000 Hamburg 1

Freien, mal in ihren „Buden". So heißen Unterkünfte, die seßhaft gewordene Ex-Reisende ihnen anbieten, in Lübeck, Kassel oder Bern, aber auch in den USA, in Japan und Australien.

Doch die Wanderidylle trügt. Romantiker, sagt Bernhard Schwarz von den „Rolandsbrüdern", die „in ihrer Marlboro-Phantasie" glauben, das Wandern bestünde darin, „sich ein Hähnchen zu jagen und am Lagerfeuer zu hokken", haben auf der Walz „nichts zu suchen". Schwarz, in den fünfziger Jahren von Südafrika bis Grönland gereist: „Wir erleben mal ein Abenteuer, aber wir sind keine Abenteurer." Hauptanliegen des Schachtwesens seien vielmehr „die Pflege der Handwerkskultur und die Völkerverständigung".



„Axt und Kelle"-Geselle im Wendland
„Absolut wertkonservativ"

Schwarz, im Nebenberuf Holzbildhauer, wundert sich denn auch „kein bißchen, daß die Zünfte wieder im Kommen sind", seit „der Beton-Boom zurückgeht und alte Materialien wie Holz und Schiefer wieder an Wert gewinnen". Und was das geeinte Europa angeht, da sind die Gesellen den Politikern ein gutes halbes Jahrhundert voraus: Seit 1921 bestehen enge Kontakte zu den französischen Wanderschächten. 1980 schlossen sich die rund 10 000 deutschen, französischen und skandinavischen Zunft-Handwerker zu den „Compagnonnages Européens-Europäische Gesellenzünfte" (C.E.G.) zusammen. Sie treten, so C.E.G.-Präsident Lau, für ein „freies und vereintes Europa" ein.

Die Gesellen auf der Walz pflegen einen eigenen Jargon, ähnlich dem Rotwelsch der Gauner und Vagabunden. Wäsche und Handwerkzeug verstauen sie im „Charlottenburger", einem zur Rolle gebundenen Tuch. Auf dem Kopf tragen sie den „Obermann", den sie nur, so Rehren, „zum Essen, Schlafen oder zum Geschlechtsverkehr" abnehmen.

Die „Fremdgeschriebenen", wie die herumreisenden Handwerker genannt werden, müssen unverheiratet sein – Jung-Gesellen eben. Während der Wanderschaft dürfen sie ihrem Heimatort nicht näher als 50 Kilometer kommen.

Die Schacht-Abzeichen heißen „Ehrbarkeit": schwarze, blaue oder rote Schlipse, bei den „Vogtländern" eine goldene Nadel an der „Staude" (Hemd), ein einheitlicher Ohrhänger weist den Träger als Mitglied von „Axt und Kelle" aus. Ihre Statuten halten die Schächte geheim, ursprünglich, um sich gegen die Obrigkeit zu schützen. Ihre harten Strafen gegen ungehorsame Mitglieder – körperliche Zucht bis aufs Blut – haben die Bruderschaften erst in diesem Jahrhundert abgeschafft. Bei ihren monatlichen Gelagen „auf dem Handwerksaal" sind Außenstehende nicht zugelassen.

Die strengen Sitten waren auch ein Grund dafür, daß sich vor drei Jahren jüngere Gesellen von der lebenslangen Mitgliedschaft bei den traditionellen Schächten lossagten. Die achtzig Mitglieder von „Axt und Kelle", darunter viele Abiturienten, wollen beispielsweise nicht einsehen, daß wanderlustige junge Frauen, die ein Bauhandwerk erlernt haben, von den etablierten Zünften abgewiesen werden.

Es gehe, verteidigt Rolandsbruder Schwarz den Männerbund, unter lauter Kerlen „eben manchmal sehr menschlich zu", und das sei „doch nichts für Frauen". Vogtländer Jürgen Rehren redet nicht lang drumrum: „Die Schicksen müssen draußen bleiben."

Tischlerin Annemarie Connertz, 24, ließ sich „von den Männersprüchen" nicht beeindrucken: Seit zweieinhalb Jahren ist sie als „Axt und Kelle"-Gesellin auf der Walz. Probleme auf der Bude hat sie „überhaupt keine". Schließlich sei das doch „eine Frage des Vertrauens" und „im Prinzip das gleiche wie in der Wohngemeinschaft". Und auf der Baustelle komme es „am Ende bloß darauf an, was du schaffst".

Nicht einsehen, so „Axt und Kelle"-Mitbegründer Stefan Zyzik, 30, konnten die Alternativen auch, daß sich die Schächte „immer aus allem raushalten sollen, was nach Politik riecht". Gerade Wandergesellen, so Zyzik, „die mit offenen Augen durch die Welt reisen", könnten „nicht neutral bleiben in dieser Zeit am Rande der menschlichen und ökologischen Katastrophe". Bevorzugt

arbeiten „Axt und Kelle"-Leute auf Baustellen, mit denen die Gesellen „sich handwerklich und inhaltlich identifizieren" können (Zyzik).

Wie jetzt im Wendland: Dort zimmern acht von ihnen an einem kunstvollen Fachwerkhaus, gedacht als Bildungszentrum und als Treffpunkt für die Gegner des atomaren Zwischenlagers Gorleben. Das paßt zum Motto der alternativen Gesellen: „Kasernen, Schießstände und Festungen errichten, der Freie vom Schacht sollte darauf verzichten."

Zwar betonen die „Axt und Kelle"-Burschen, sie seien „absolut wertkonservativ", wollten lediglich „nicht in alten Formen und Ritualen erstarren". Doch die etablierten Schächte machen gegen sie Front.

Das sei, schimpft der „Rechtschaffene Fremde" Lau, doch „keine Handwerkszunft, sondern eine linke politische Gruppe". Und der „Vogtländer" Rehren rät den Gesellen vom anderen Schacht, ihm nicht über den Wander-Weg zu laufen: „Wenn ich einen von Axt und Kelle treffe", droht er, „kriegt der welche auf die Glocke."

PARTNERSUCHE

Warmes Feeling

Alternative haben eine Marktlücke entdeckt: Kistenvermittlung für einsame Szenefreaks.

Auf den Tischen in der Mensa der Aachener Universität lag frischgedrucktes Werbematerial mit ungewöhnlichem Text: „Beziehung am Arsch, was? Gehste inne Disco, stehste blöd rum, tanzte 'ne Runde, gehste wieder heim. Scheiß-Einsamkeit, wie?"

Bei den Studenten kam der Szene-Jargon gut an. Sie meldeten sich massenhaft beim Absender der Reklame, einer Firma namens „Klick". 500 Einsame, die eine Beziehung suchen, wollten über die „Alternative Kistenvermittlung GmbH" einen Partner finden – fürs Leben in der Zweierkiste.

Alternative ohne festen Partner laufen offenbar reichlich rum, zur Freude der „Klick"-Chefin Anne Lisken, 33, die nun so etwas wie die Oberkupplerin der Aachener Alternativen geworden ist. Die ehemalige Röntgenassistentin hatte als erste die Marktlücke unter den zahlreichen Alternativ-Betrieben entdeckt. Im Frühling letzten Jahres war ihr „der geballte Beziehungsfrust in der Szene" aufgefallen. Jetzt ist die geschiedene Aachenerin „total gut drauf", ihre Kistenvermittlung „läuft prima".

Beziehungsgefrustet sind frau/mann, logo, nicht nur in Aachen. „Klick" hat längst Konkurrenz bekommen. In Berlin, wo die Statistik einen Männerüberschuß von 30 000 in der Altersgruppe zwischen 20 und 35 Jahren ausweist, knüpften vier Studenten seit dem Wonnemonat Mai mit ihrem Institut „Donald & Daisy" zarte Bande für die Szene. Und am Main verkuppelt „Die Beziehungskiste – Frankfurts erste alternative Partnervermittlung" sehnsuchtsvolle Singles unter den „Grünen, Ausgeflippten, Müslifreaks und Makrobioten". In Hamburg spielt „Der notorische Norbert" die „Glücksfee" für die Alster-Alternativen.

Anders als herkömmliche Heiratsinstitute, die in der Szene verpönt sind, bieten die Alternativ-Vermittler ihre Partnerschaftsdienste auch zu alternativen Preisen an. Während Ehe-Institute gemeinhin 3000 Mark für eine Vermittlung kassieren und dabei nur selten den Erfolg garantieren, begnügen sich



Vorwärts

„Klick" und Konsorten mit Honoraren zwischen 50 und 150 Mark. „Wir sind", rühmt sich der Berliner Markus Hesse, Geschäftsführer von „Donald & Daisy", „kein Abzocker-Verein."

Viele Einsame, die sich bei den Newcomern auf dem Kupplungs-Markt melden, bringen schon schlechte Erfahrungen von etablierten Ehevermittlern mit: „Die sind von denen erst tierisch belabert und dann ausgenommen worden", berichtet Hesse, der freilich ohne vorbereitende Laberstunde auch nicht auskommt.

Wie er hält auch Anne Lisken in Aachen das obligatorische „persönliche Gespräch" für unabdingbar. Hat sie 120 Mark für das „Erstgespräch" und die Aufnahme in die Kundenkartei kassiert, bringt sie die möglichen Partner zusammen.

Vor der Beziehung stehen Scheck und Check: Bei Wein und Kerzenlicht sorgt die „Klick"-Vermittlerin für ein „warmes Feeling", auch bei den Ultra-Coolen. Aber nur 33 Paare fanden im letzten Jahr durch „Klick" zusammen – von über zweihundert, die vermittelt wurden.

Zu „Klick" kommen Studenten, Verkäuferinnen, Handwerker, Sekretärinnen und viele Lehrer/innen. Lisken: „Es gibt kaum noch 'ne intakte Familie." Für ganz schwierige Fälle hat die Aachenerin ein „komplettes Trainingsprogramm" mit drei Wochenendseminaren ausgearbeitet – ohne Erfolgsgarantie, aber mit Rechnung: 2000 Mark. So „cool und lässig" (Hesse) sich die Leute der Szene oft auch geben, mit ihren Beziehungskisten sind die Alternativ-Machos und -Amazonen doch ziemlich wählerisch. Das Angebot ist breit gefächert, die Kataloge offerieren der Kistenkundschaft die „links-grüne Partnerin mit Interesse an Vollwertkost und Fahrradfahren", eine „zärtliche Lesbe, grün-rot fühlend", oder auch den „Schwulen", der einen „Schwanz fürs Leben" sucht. Vermittelt werden Krankenschwestern für den „grippalen Beziehungsdefekt", selbst eine „flotte Ruine" hat noch Chancen – und sei es bei einem Abbruchunternehmer.

Die grassierende Ratlosigkeit unter unglücklichen Szenefreaks bekämpft in der Frankfurter „Beziehungskiste" Bela Dobozy, ein Ex-Sanyasin und Lehrer auf Jobsuche. Für 30 Mark oder mehr vermittelt der Courier d'amour „Kontaktmöglichkeiten" hetero- wie homosexueller Art. Möglich ist auch die „Luxusvariante" zu 200 Mark, wo die Suchenden auf Kassette ihr „lonely heart" ausschütten. Dobozy, 30, macht noch keine Gewinne, sein Unternehmen hat es aber schon zu einer Erwähnung im Alternativ-Blatt „Pflasterstrand" gebracht, auf der Magazinseite „Neu & Bescheuert".

Auf Kundenfang gehen die Kistenvermittler hauptsächlich mit Annoncen in Alternativ-Zeitschriften wie „Oxmox" (Hamburg), „Klenkes" (Aachen) oder „Zitty" (Berlin). „Donald & Daisy" werben sogar jeden Dienstag und Sonntag im Berliner Kabelradio „hör 1". Per Telephon interviewen sich dort Partnersuchende, und manchmal funkt's schon während der Sendung.

Manche Szenefreaks haben die Kistenvermittlung auch schon mißverstanden. Bei „Donald & Daisy" ging unlängst eine Bestellungsliste für Pappkartons ein. ◆